

Wolfgang Möhl
Theo Wentzke

Das Geld

Von den
vielgepriesenen Leistungen
des schnöden Mammons

GegenStandpunkt

Das Geld

Von den vielgepriesenen Leistungen
des schnöden Mammons

Wolfgang Möhl
Theo Wentzke

Das Geld

**Von den
vielgepriesenen Leistungen
des schnöden Mammons**

GegenStandpunkt Verlag

© GEGENSTANDPUNKT VERLAG 2016
GegenStandpunkt Verlagsgesellschaft mbH
Kirchenstr. 88
81675 München
Tel (089) 2721604 Fax (089) 2721605
E-Mail: gegenstandpunkt@t-online.de
Internet: www.gegenstandpunkt.com

Die Druckausgabe ist 2007 erschienen
ISBN 978-3-929211-11-5
Alle Rechte vorbehalten

PDF ISBN 978-3-929211-22-1

Inhalt

Vorwort	7
-------------------	---

Von den vielgepriesenen Leistungen

des schnöden Mammons	9
Das Maß der Werte	10
Das Zirkulationsmittel	11
Das Geld bringt's	14
Kapital – die Kunst der Geldvermehrung	15

Was jedermann geläufige Erfahrungen durchaus lehren könnten:

Einige ökonomische Wahrheiten,

Ware und Geld betreffend 17

1. Die Lehre der VWL: Von der Unverzichtbarkeit des Geldes für die Marktwirtschaft	17
2. Vom Nutzen des Preises und von der „Kaufkraft des Geldes“ .	24
3. Der Wert – weder Metaphysik noch Hypothese	30
4. Arbeit und Wertgesetz.	35
5. Vom Produktionsverhältnis, auf dem der Wert beruht	43

Geld – das ‚reale Gemeinwesen‘ 47

1. Geld & Gewalt: Die ausschließende Macht des Eigentums als Ding	48
2. Geld & Arbeit: Die ökonomische Kommandomacht des Eigentums	51
Anhang I: „Wie kann Papiergeld ‚Maß der Werte‘ sein?“	55
Anhang II: Das Maß des kapitalistischen Reichtums: „Surplus-Arbeitszeit“	60
Anhang III: Grundsätzliche Bemerkungen über Geld und Gewalt, Währung und Gold.	65
1. Zum Dissens über die „kapitalismusimmanente Notwendigkeit“ einer „reellen verselbständigten Wertgestalt“	67
2. Zum Dissens über die ökonomische Natur des staatlichen Kreditgelds.	78
3. Zur Frage, „wofür wohl“ „kapitalistische Staaten sich ihren Goldschatz halten“	82

**Deutsch-deutsche Währungsunion –
die erstmalige korrekte „Anwendung
des Wertgesetzes“ auf dem Boden der DDR**

Geld im Systemvergleich	87
1. Die D-Mark als Maß der Werte –	
der Wert als Maß aller Dinge	89
Preise in der Marktwirtschaft.	90
Preise im Realen Sozialismus	90
Geld in der Marktwirtschaft.	92
Geld im Realen Sozialismus	94
2. Die D-Mark als Geschäftsmittel – Armut und Reichtum	
als Produkte des freien Geschäftslebens	95
Armut in der Marktwirtschaft	96
Armut im Realen Sozialismus.	97
Reichtum in der Marktwirtschaft	99
Reichtum im Realen Sozialismus	100
3. Deutsch – das einzige Attribut,	
das eine echte Mark verträgt	101
D-Mark ist Weltgeld	101
DDR-Mark nie.	105
4. Die D-Mark und ihr Recht: Das Privateigentum	107
Eigentum in der Marktwirtschaft.	107
Volkseigentum	110
 Das Geld des Staates	 113
1. Das gesetzliche Zahlungsmittel	115
2. Die Staatsfinanzen	127
3. Der Währungsvergleich	136
4. Die Sorge der Staatsmacht	
um die Stabilität ihres Geldes	153

Vorwort

Geld muss man haben, nicht erklären; das versteht sich von selbst für lebenskluge Zeitgenossen. Wenn es am Geld etwas zu erklären gibt, dann, wie man am besten an möglichst viel davon herankommt; damit hat die praktische Vernunft des aufgeklärten Erwerbsbürgers auf alle Fälle schon genug zu tun.

Das ist fatal. Denn wer dem unausweichlichen Zwang, Geld zu verdienen, nur die Ermunterung entnimmt, ihm erfolgreich nachzukommen, der bleibt nicht nur in ein Zwangssystem der gesellschaftlichen Arbeitsteilung verstrickt, das mit hochprozentiger Sicherheit auf seine Kosten geht. Der macht außerdem den gar nicht so unvermeidlichen Fehler, sich dazu kritik- und begriffslos affirmativ zu stellen. Da helfen dann auch kein Ärger und keine Beschwerden mehr über die unausbleiblichen Konsequenzen: über Stress beim Geldverdienen, über spärliche Verdienste, über hohe Preise und überhaupt über Mangel hier und obszönen Reichtum dort. Wer sich das Geld nicht erklären will, soll über dessen ungleiche Verteilung nicht jammern.

*

Wer sich das Ding erklären will, das auf die bekannte totalitäre Weise und durchaus nicht zum Nutzen der großen Mehrheit das Handeln, Trachten und Denken der Insassen des globalen marktwirtschaftlichen Irrenhauses beherrscht, der wird von der einschlägigen Wissenschaft schlecht bedient. Die steht so entschieden auf dem Standpunkt, der Geldwirtschaft sei ihr quasi selbsttätiges Funktionieren hoch anzurechnen, dass sie dem Geld die Funktion des universellen Vermittlers aller funktionalen Bestandteile der Geldwirtschaft attestiert und überhaupt nicht versteht, was es außer dieser Tautologie noch zu erklären geben könnte an einer Wirtschaftsweise, die alles Produzieren und Konsumieren, den Lebensprozess der Gesellschaft insgesamt, dem Sachzwang des Geldverdienens unterwirft. Weiterhelfen kann hier, ungeachtet ihres ehrwürdigen Alters von bald anderthalb Jahrhunderten, Marx' *Kritik der politischen Ökonomie*. Der Mann hat nicht bestritten, dass die kapitalistische Wirtschaft funktioniert; er hat das bloß nicht für einen Grund gehalten, sich die Überlegung zu ersparen, *was* da funktioniert. Dass ihm dann der Begriff des allgemeinen Äquivalents, das den Warenaustausch vermittelt, zur Kritik dieses ökonomischen Gegenstands ge-

raten ist, liegt am Gegenstand: daran, dass das Geld ein gesellschaftliches Gewaltverhältnis vergegenständlicht und quantifiziert, dem die gesellschaftliche Arbeit unterworfen ist. Marx kommt das Verdienst zu, dass er sich weder durch verantwortungsvolle Voreingenommenheit für seinen Gegenstand noch durch methodische Vorüberlegungen von der Analyse des Geldes hat abhalten lassen – und schon gar nicht durch erkenntnistheoretische Bedenklichkeiten, ob die Enträtselung dieses Fetischs der bürgerlichen Welt überhaupt geht und wie sie allenfalls gelingen könnte.

*

Mit der letzteren geistigen Übung haben sich, sehr zum Nachteil ihres Wissens über die kapitalistische Ökonomie, viele Linke beschäftigt, die bei Marx Aufklärung über den gesellschaftlichen Zwangszusammenhang des Geldes gesucht haben, an dem die marktwirtschaftlich hergerichtete Menschheit laboriert. Sie haben die ersten drei Kapitel des 1. Bandes des *Kapital* studiert und glatt aus den Augen verloren oder gar nicht erst gemerkt, dass es der allgemein bekannte Alltag des kapitalistischen Betriebs ist, von dem diese Kapitel handeln, und dass an dem kein gutes Haar bleibt, wenn man ihn begreift und nicht wohlwollend danach beurteilt, dass man sich wunderbare Sachen kaufen kann, wenn das Geld reicht. Um in diesem Punkt die Aufmerksamkeit interessierter Zeitgenossen zu schärfen – also nicht, um Marx' Ableitung des Geldes zu verbessern oder zu ersetzen –, hat das Autorenkollektiv, das den *Gegenstandspunkt* zu verantworten hat, schon in etlichen älteren Publikationen gegen den guten Ruf des Geldes polemisiert, in anderen Aufsätzen wichtige einzelne Argumente ausführlich dargelegt. Weil die geistige Lage der Nation, Linke und antikapitalistisch eingestellte Globalisierungskritiker eingeschlossen, nicht besser geworden ist, legen wir einige dieser Artikel in mehr oder weniger überarbeiteter Form wieder vor, ohne vor der Wiederholung zentraler Gedanken zurückzuschrecken – außer der Hoffnung, dass der eine oder andere Leser an einer Stelle merkt, was er an einer anderen überlesen hat, steckt keine tiefere Absicht dahinter. Der letzte Aufsatz über *Das Geld des Staates* geht über diesen Zweck einer Verständnishilfe für Marx' ominöse „Arbeitswertlehre“ dann ein Stück hinaus: Er behandelt Dinge, die Marx in seinen Büchern über den Staat und über den Weltmarkt abgehandelt hätte, wenn er zu denen noch gekommen wäre.

Von den vielgepriesenen Leistungen des schnöden Mammons¹⁾

Hoch stehen sie im Kurs, die inneren und höheren Werte. Möglichst *statt* auf gewöhnliche Genüsse soll man scharf auf sie sein. Der schöngeistige Antimaterialismus geht nach wie vor so, dass ein Dichter beteuert: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein!“ – worauf ihm gleich ein anderer Denker ins Wort fällt und behauptet: „Geld macht nicht glücklich!“

Recht haben beide nicht. Der eine nicht, weil ja niemand behauptet hat, dass er, außer sein Stück trockenes Brot, nichts braucht. Der andere nicht, weil ihm bei Armut gleich das Glück einfällt. Handelseinig sind sich die volkstümlichen Sprüchemacher in der tieferen Überzeugung, dass das Leben durch seine *ideellen Erträge* lebenswert wird und dass sich vor denen der „bloße“ *Reichtum* allemal blamiert.

In dieser radikalen Kritik an den handfesten Genüssen und an den Zeitgenossen, die ihrer ordinären Bedürfnisse wegen auf mehr niedere Dinge aus sind, steckt ein Hinweis. Die freundlichen Herren von der Lebensfürsorge raten ja offensichtlich nur deswegen zu den hochprozentigen Werten, weil sie eine Entdeckung gemacht haben: Nicht wenige ihrer lieben Mitmenschen sind schon mit der Dutzendware nicht ordentlich versorgt und setzen daher unzufriedene Mienen auf. Das missfällt ihnen, weil es so unliebsame Überlegungen nahelegt wie die, was denn da auf dem gut gefüllten Markt mit seinen brauchbaren *Reichtümern* alles schief läuft, wenn immerzu *Knappheit* herauskommt. So etwas finden sie ziemlich anstrengend, die Sinnstifter der abendländischen Kultur. Und so verweisen sie das Publikum auf den Markt der höheren Werte, die noch nicht einmal etwas kosten.

Da nach allen gesammelten Erfahrungen der Marktwirtschaft das billigste Zeug nichts taugt, soll von der großzügigen Offerte hier einmal kein Gebrauch gemacht werden. Wir halten fest, dass vom Brot allein niemand glücklich wird, vergessen aber auch nicht, dass viele nicht vom Geld leben können, die von ihm leben müssen. Das

1) Aus: *MSZ – Gegen die Kosten der Freiheit, Marxistische Streit- und Zeitschrift*, 9-84.

kann unmöglich daran liegen, dass sie den Nährwert der höheren Werte vernachlässigen. Es hat wohl eher mit dem *Wert des Geldes* zu tun, an den man auch nicht zu glauben braucht, weil man sich nach ihm richten muss.

Das Maß der Werte

Es ist jedermann bestens vertraut: Außer jenen teuren Dingen, die „mit Geld nicht zu bezahlen“ sind, hat alles seinen *Preis*. Bei den Waren, die zum Verkauf anstehen, sieht man auf dem Preisschild, wie viel *Geld* sie kosten. Aber auch Gegenstände, an deren Veräußerung niemand denkt, werden mit der größten Selbstverständlichkeit andauernd in Geld gemessen. Die Eigenschaften eines Hauses, die es für seine Bewohner brauchbar machen, die Dienste einer Maschine für ihren Benutzer, die Vorzüge einer Stereo-Anlage – all das wird ziemlich *gleichgültig*, wenn es um die heiße Frage geht: Was tragen diese Dinge zum *Reichtum* einer Person bei? Ihre jeweilige Brauchbarkeit interessiert dann nur noch als Voraussetzung dafür, dass sie eine gewisse Summe *Geldes wert* sind. In dieser Eigenschaft addieren sie sich locker zum Geld hinzu, das der Betreffende womöglich auch noch hat. Das Ganze ergibt sein *Vermögen*, welches in der freien Marktwirtschaft entscheidet, was einer *vermag*. Es bestimmt den Grad der *Freiheit*, die man sich in der Welt des Marktes herausnehmen kann.

Einerseits scheint ein eigenartiger *Idealismus* am Werk zu sein, wenn alles irgendwie brauchbare Zeug einen Geldnamen verpasst kriegt. Der materielle Reichtum wird einem Geldquantum *gleichgesetzt* und gilt dabei als „Stellvertreter“ des Stoffs, der *getrennt* von den vielfältigen Gebrauchswerten den „eigentlichen“ Reichtum darstellt. In dieser Operation, die jedem geläufig ist, den es in die freie Marktwirtschaft verschlagen hat, braucht der *abstrakte* Reichtum noch nicht einmal greifbar zu sein, wenn er als Maß aller Dinge gewürdigt wird. Solange man nur *wissen* will, was eine Sache wert ist, tut es ein *vorgestellter* Geldbetrag auch. Sobald es jedoch darum geht, etwas zu *kriegen*, sich den Gebrauchswert einer Sache zu sichern, *braucht* man das Geld, das sie kostet.

Andererseits ist also überhaupt kein Idealismus vorhanden, wo alles in Geld geschätzt wird. Groß und Klein sehen sich da mit dem *Materialismus des Privateigentums* konfrontiert. Was immer jemand genießen und zu seiner Verfügung haben will – er muss es mit Geld bezahlen, weil es jemand anderem *gehört*. Und auch wenn auf

den neuesten Scheinchen nicht mehr der Hinweis vermerkt ist: „*Wer Banknoten nachmacht oder verfälscht oder nachgemachte oder verfälschte in Verkehr bringt, wird mit Freiheitsstrafe nicht unter zwei Jahren bestraft*“, verfällt doch keiner auf die Idee, er dürfte sich die ihm als Geld vertrauten Zettel nach Bedarf zurechtkleben. So viel weiß der moderne Mensch schon als Kind über seine Heimat, in der die *Gültigkeit des Geldes* durch die *staatliche Gewalt* gesichert wird, so dass es sein Werk als Maß des Reichtums ordentlich verrichten kann: Von allem Nützlichen und Angenehmen, das er zu Gesicht kriegt und gebrauchen will, steht jedem das zur Verfügung, was er in sein *Privateigentum* verwandelt. Das Geld stellt die eine Privatperson mit allen anderen gleich – und in einen *gesellschaftlichen Zwangszusammenhang*. Dieser *abstrakte* Reichtum ist der Schlüssel zur Teilhabe an den Sorten des *konkreten* Reichtums, des vielfältigen Zeugs, das an allen Ecken der freien Marktwirtschaft arbeitsteilig produziert wird, um verkauft zu werden. Der *Zwang zum Tausch* macht sich als „*Bedürfnis*“ nach Geld bemerkbar. Obgleich selbst ungenießbar, will es jeder haben, da dieses Maß der Werte mit seiner unmittelbaren Austauschbarkeit seinen Besitzer zum Herrn über die Warenwelt macht. Vorausgesetzt, er hat genug davon.

Das Zirkulationsmittel

Ist die Sache mit dem Privateigentum geregelt und Gott und die Welt hinter dem Geld her, damit sie auf dem *Markt* etwas ausrichten, dann zirkulieren nicht nur Waren, sondern auch Gemeinsprüche der begriffslosesten Sorte. „Das Geld ermöglicht den Tausch,“ heißt es da in den VWL-Büchern wie im kleinen Brockhaus und im großen Meyer. Und um einen guten Eindruck zu machen und den wissenschaftlichen Schein zu wahren, zu dem ein Quäntchen Notwendigkeit gehört, wird der Hinweis auf die *Arbeitsteilung* bemüht, welche im „Tauschmittel Geld“ die Verteilung der weit und breit verstreuten Güter glücklich herbeiführe.

An solchen Weisheiten, die freudig vermelden, dass das Geld „Zugang zu“ und „Verteilung von *Gütern*“ ermögliche, muss eine kleine Korrektur angebracht werden. Das Geld, das Maß des Reichtums, stellt den Zugang zu nützlichen Produkten und deren Verteilung auch ein wenig in Frage. Es *verunmöglicht* das, was es „möglich macht“, auch: Schließlich *trennt* das gewaltsam in Kraft gesetzte Eigentum erst einmal sämtliche Bedürfnisse von den ihnen entsprechenden Gegenständen. Es lässt sie nur unter der Bedingung zum

Zug kommen, dass der geforderte *Preis* an den entrichtet wird, dem die Dinge *gehören*. Wenn ein Staat mit seiner Gewalt das Geld als *Mittel der Bedürfnisse* vorschreibt, dann erhebt er also ganz bestimmt nicht die *Bedürfnisse* zum Zweck des Wirtschaftslebens. Er unterwirft vielmehr ihre Befriedigung der *Zahlungsfähigkeit* derer, die sie verspüren. Vom *Quantum* des öffentlich-rechtlich beaufsichtigten Stoffes, das einer *besitzt*, hängt seine Betätigung in der Welt der Genüsse ab. Anders ausgedrückt: Die Güter finden den Weg zu ihren Liebhabern nur, wenn diese zahlen. Als *Waren* bevölkern sie dann den Markt, sie sind *Geschäftsartikel*, und ihre Eigentümer stellen sie äußerst ungern zur Verfügung, wenn sie sich nicht versilbern.

Dass durch das Geld eine Verteilung *stattfindet*, soll damit gar nicht bestritten werden. In Frage steht jedoch, ob es sich beim Geld um eine glückliche Erfindung aus fernen Tagen handelt, durch die ein mit der „Arbeitsteilung“ auf die Welt gekommenes Problem einvernehmlich gelöst wurde: Güter von dem Ort, wo sie nicht gebraucht werden, dorthin zu verfrachten, wo sie jemand haben will. Dagegen spricht schon jeder Werbespot mit seiner Botschaft von der „preiswerten Ware“. Die zeugt nämlich von nichts anderem als dem Bemühen um eine *beschränkte Zahlungsfähigkeit*; und an den Mann gebracht werden soll die *eine* Ware *statt* der anderen, was auch gleich die Behauptung widerlegt, das Geld sei, wenn schon keine *Lösung* des Verteilungsproblems, dann dessen *Not-Lösung*, angesichts der „Knappheit von Gütern“ – auch dies eine Deutung, die einen Hinweis auf die unübersehbaren *Gegensätze* des Marktes enthält, auf dem Waren und Geld die Hände wechseln.

Anders gesagt: Zunächst einmal *vermittelt* das Geld tatsächlich den Austausch von Waren beliebiger Herkunft untereinander. Zeitliche und örtliche Schranken der Produktion, wie sie neben den Zufällen individueller Bedürfnisse immer als Manko des „Naturaltausches“ ausgemalt werden („Der eine hat das (nicht), was sein gerade hereingeschneider Tauschpartner (nicht) braucht...“), sind mit dem Geld beseitigt – ob das glücklich gelöste Problem außerhalb einer Geldwirtschaft, aus der man sich das Geld weggedacht hat, überhaupt eine Rolle spielen würde, mag dahingestellt bleiben. Deswegen ist das Geld aber noch lange keine „Recheneinheit“ und kein „Steuerungsinstrument“, das garantiert, dass Güter ihren Benützer finden. Immerhin macht es sich selbst zur *Bedingung* dafür, dass die Waren in Bewegung geraten und von ihrem ursprünglichen Besitzer zu ihrem Benützer gelangen. Vor dem allseits beliebten *Resultat*,

dem gelungenen Austausch von Waren hier gegen Waren dort und anderswo, hat immerhin noch jede Ware ihre *Verkäuflichkeit* zu beweisen. Und das heißt: Sie muss sich nicht nur am Interesse an ihrem Gebrauchswert bewähren, sondern an der *Zahlungsfähigkeit* der Interessenten. Insofern verrichtet das Geld die ihm so hoch angerechnete Wohltat, den Gütern und Menschen als Verteilungsinstrument zu dienen, nur sehr bedingt. Unerfüllte Bedürfnisse zeugen ebenso deutlich wie unverkäufliche Waren davon, dass die *Trennung von Kauf und Verkauf* – jene „Technik“, die die Möglichkeit des Austauschs jeder beliebigen Ware gegen jede andere eröffnet – einen handfesten *Gegensatz* stiftet: Unterwegs kommt es offenbar so sehr aufs *Geld* an, dass Ware gar nicht erst zu Ware findet...

Wenig Trost bietet da auch die angesichts der *Störungen des Marktes* erhobene Klage, das Geld würde *mengenmäßig verkehrt* gehandhabt und Störungen *deshalb* hervorrufen. Den Idealismus, „das“ Geld der Marktwirtschaft, in der es auf die *ausschließliche* Verfügung von Privateigentümern über Geld und Ware ankommt, zu einer Gesamtmenge zu addieren, mit der, wenn richtig bemessen, der „Markt geräumt“ und jedes Bedürfnis befriedigt würde, treibt ja doch keiner der einschlägigen Experten bis zu dem Vorschlag, für den guten Zweck der Warenverteilung und Menschenversorgung einfach mehr Geld unter die Leute zu bringen, damit ein fröhlich Kaufen und Verkaufen anhebt: Das geht auf keinen Fall, weil die Kaufkraft, die *so* geschaffen würde, durch höhere Preise ausgenützt und nur dazu führen würde, dass *das Geld* nichts mehr taugt... Auf die Anzahl der Geldeinheiten kommt es demzufolge also an: nicht im Hinblick auf den Dienst als Zirkulationsmittel, den das Geld angeblich so zweckmäßig versieht und bisweilen dann doch versagt, sondern weil es auf *die Einheit* ankommt, von deren *Inhalt* kein marktwirtschaftlicher Kopf etwas wissen will. Immerhin geben insofern selbst die Freunde der „quantitätstheoretischen“ Deutung der Inflation (deren Geheimnisse im übrigen im Kredit und nicht in den Güterbergen und Geldmengen liegen!) noch zu, dass der *Markt* für den *Nutzen des Geldes* geradezustehen hat und nicht umgekehrt.

Dass die Beschaffung von Geld, jener *Privatmacht* über den gesellschaftlichen Reichtum in „schlagfertiger Form“, *den Zweck* des Marktes ausmacht, lässt sich freilich leichter bemerken als über falsche Theorien, die sich dann am Interesse ihrer Urheber blamieren. Darauf sind vor allen Marxisten schon ganz andere Leute gekommen.

Das Geld bringt's

Dass man nicht viel zu bestellen hat, wenn man in der Marktwirtschaft, einmal in den Besitz einiger Kreuzer gelangt, sein Geld ausgibt und die erstandene Ware verbraucht, ist schon dem Geizkragen eingefallen, der als Charakter die schöne Literatur bevölkert. Der *Schatzbildner* zieht jene Form des Sparens vor, die im Verkaufen und im Behalten des Geldes besteht. Dass er auf die in der Warenwelt gebotenen Genüsse *verzichtet*, weil er mit dem Geld die *Macht über* sämtliche Bedürfnisse an Land zieht, macht ihn komisch. Freilich belacht niemand das verständliche Ansinnen, *Geld anzuhäufen*: Wegen der Entsagung wird sein Bedürfnis nach dem universellen Kaufmittel schiere Habgier, der arme Reiche eine lächerliche Figur.

Vernünftiger sieht der Hang zum Geld schon aus, wenn geborgt wird. Wo es um die Versilberung von Waren geht, wird oft geliefert, ohne dass gezahlt werden kann. Momentane Zahlungsunfähigkeit darf kein Hindernis sein für Kauf und Verkauf, lautet der Beschluss. Und wenn es sich nicht gerade um einen Akt des Pumpens handelt, in dem arme Leute ein gegenwärtiges Bedürfnis befriedigen, um es mit künftigem Verzicht zu bezahlen, ist jedem klar, dass *Kredit* eine seriöse und unerlässliche Geschäftstechnik darstellt. Er beruht nämlich darauf, dass „der Markt“ *Überschüsse* hergibt. Wer Zahlungsaufschub gewährt, gesteht ja ein, dass für die Fortführung seiner Marktbeteiligung genug Geld da ist; für die fällige Begleichung der Schuld nach vereinbarter Frist steht der Staat, als Wächter über alle Verträge, zur Verfügung. Wo Schuldenkonten zur Regel werden und die *Geldforderungen wie Geld* behandelt werden und funktionieren, hat die Akkumulation von *abstraktem Reichtum* eben schon ihre Fortschritte gemacht – irgendwie hat der Tausch da zur Anhäufung von Geld geführt...

Dasselbe gilt für den Staat, der über sein Bankwesen den Austausch seines lokal begrenzten Marktes bzw. seiner Geschäftsbürger mit dem Ausland saldiert – und Geldguthaben genauso schätzt wie einen Schatz aus Gold. Den Weltmarkt sehen Staaten von vornherein als Mittel für die gute Ausgestaltung ihrer Bilanzen an, und das „Hungerproblem“ erübrigt jeden Verdacht, dass es beim internationalen Austausch um die allseitige Versorgung mit Gütern ginge. Der Markt ist da von vornherein ein Mittel zur Gewinnung von ökonomischer Macht, und die beziffert sich in *Geld*, der Form universellen Reichtums ...

Kapital – die Kunst der Geldvermehrung

Das Geld ist nicht der Knecht der Güter und schon gar kein Hilfsmittel für ihre termingerechte Verteilung. Mit Geld macht man sich den Markt dienstbar, wenn man es versteht, es so *auszugeben*, dass man es *behält* und immer mehr übrig hat. Die alten Techniken, aus dem Kaufen und Verkaufen einen Beruf zu machen oder das Geld zu verleihen, gegen einen Preis natürlich, haben sich da als wegweisend erwiesen. Diese frühen Erfindungen, welche sich bis heute gehalten haben, beruhen auf dem Prinzip, dass andere für die Erhaltung und Vermehrung des eigenen Vermögens mit aufkommen. Und sie haben – im Verein mit staatlichen Verpflichtungen aller Art – den Blick für die *Notlage* freigemacht, welche das Dasein der gewöhnlichen Statisten des Marktes bestimmt. Diese Menschen müssen beständig darauf sinnen, an Geld zu kommen, um sich auf dem Markt wieder einzudecken. Da sie zwar bereit sind, ihrerseits etwas Verkäufliches herzustellen, aber die dafür notwendigen Mittel nicht finanzieren können, lag es für potente Geldgeber nahe, ihnen die Gelegenheit zur Arbeit zu verschaffen. So wäscht eine Hand die andere, ein Zug von Humanität streift die kalte Welt des berechnenden Tausches, und der Nachschub an Waren für den Markt ist auch sichergestellt.

Die *Schaffung von Arbeitsplätzen* ist mit andern Worten der einzig senkrechte Umgang mit Geld. Oder andersherum: Das Geld diktiert ein ganzes *Produktionsverhältnis*. Allen, die über so wenig Mittel verfügen, dass sie das Geld einfach für ihren Lebensunterhalt ausgeben und nach dem Verzehr der erstandenen Sachen wieder an Geld kommen müssen, wird mit der segensreichen Einrichtung einer „abhängigen Beschäftigung“ die *Möglichkeit* eröffnet, mit den Tücken des Zirkulationsmittels zurechtzukommen. Vorausgesetzt, ihre *Arbeit ist rentabel* für das *Eigentum*, das die kostspieligen Arbeitsplätze bereitstellt und die Produkte preiswert an den Mann bringt, kriegen sie ein Entgelt, das sie sich einteilen können. Dabei hilft ihnen der Staat, dessen Gewalt die Scheidung der Arbeit vom Eigentum bewerkstelligt und überwacht, mit seiner Abteilung „Soziales“. Zwangssparen für Notfälle ist u.a. schon deshalb angezeigt, weil aufgrund der Kalkulation mit den Arbeitsplätzen der Lebensunterhalt von Lohnabhängigen bisweilen gar nicht lohnend ist und neben der *gewöhnlichen Armut* derer, die sich als *Mittel der Vermehrung fremden Eigentums* bewähren dürfen und da mit dauernden Veränderungen von Lohn und Leistung konfrontiert sind, immer auch einiges an